

Wie ein gleißender Berg aus Eisen

Einojuhani Rautavaara, Finnlands Nestor der Musik, ist gestorben. Sein Werk ragt weit heraus aus dem Meer vergänglicher Gegenwartsmusik.

Von Volker Tarnow



Foto: Maarit Kytöharju / Fimic

Es ist gefährlich, modern zu sein – man wird so schnell unmodern!“ Mit diesem Zitat von Oscar Wilde und ähnlichen Bonmots brachte er die Leute teils gegen sich auf, teils auf seine Seite. Einojuhani Rautavaara war mit Worten wie Werken einer der größten Provokateure im Porzellanladen der zeitgenössischen Musik. Er fand die Meinung, das Publikum solle sich für moderne Musik begeistern, weil sie neu sei und nicht etwa großartig oder schön, „irgendwie faschistisch“ und beklagte eine vor allem in Zentraleuropa grassierende Krankheit namens Innovationsneurose. „Wir sollten uns daran erinnern, dass Programme, Ideologien, Schulen und Moden niemals Traditionen verbessern oder am Leben erhalten; das können nur Individuen, Komponisten.“

So ein Komponist, der Traditionen am Leben erhielt, indem er sie fortführte, weiterdachte, war Rautavaara. Während sich Avantgardisten gern ins Schneckenhaus der Subjektivität verkrochen, um darin Stücke zu verfertigen, die möglichst gleichförmig, möglichst unoriginell und ausdruckslos klingen, trat Rautavaara mit egomanischem Selbstbewusstsein auf und spielte noch einmal die alte Rolle des Magiers der Töne.

Sein Sozialverhalten war, privat wie öffentlich, stark gewöhnungsbedürftig. Er publizierte geschmacklose Details aus seiner erotischen Vita, verdamnte seine erste Ehefrau und heiratete eine 30 Jahre jüngere Sängerin. Nicht nur Familienangehörige hatten es schwer mit ihm, auch Kollegen, Interviewpartner, die ganze Nation. Genüsslich pflegte er auf seine angeblich deutsch-jüdischen Wurzeln hinzuweisen und auf seine schwedischen Vorfahren, die sich einst von Jernberg (d. h. Eisenberg) ins finnische Rautavaara umbenannt hatten. Die beanspruchte Außenseiterrolle hielt ihn nicht davon ab, karelische Spielmannsmusik zu revitalisieren („Pelimannit“ für Streichorchester, 1952),

nach einem Kalevala-Stoff zu greifen („The Myth of Sampo“, 1974) oder das Leben des ersten finnischen Prosa-autors auf die Opernbühne zu bringen („Aleksis Kivi“, 1996). Er lernte noch persönlich den alten Sibelius kennen und gehörte 1957 zu den Sargträgern des Größten aller nordischen Komponisten.

Doch die meisten seiner Sujets wuchsen auf fremden Böden, wie schon die Werktitel „Anadyomene“ (1968) oder „Manhattan Trilogy“ (2005) verraten; er vertonte Texte von Edgar Allan Poe („On the Last Frontier“, 1998) und James Broughton („True & False Unicorn“, 1971), von Shakespeare, Lorca und am häufigsten Rilke. Bei dem Prager Dichter stieß er auf die Zeile „Ein jeder Engel ist schrecklich“, die ihn an geheimnisvolle, furchtbare Träume aus der Kindheit erinnerte. Für Jahre beherrschten sie seine schöpferische Fantasie. Es ging nicht um „blonde Engel im Nachthemdchen“, stellte Rautavaara klar, „das ist Kirchenkitsch“; es ging um die Begegnung mit einer unermesslich großen, unabweisbaren Macht, um die Erfahrung, dass man sich ihr überlassen muss, um nicht zermalmt zu werden. Rautavaara überließ sich ihr und wurde mit der Inspiration zu bemerkenswerten Werken beschenkt. Das erste und stärkste – und noch heute als Einstiegsdroge wirksamste – ist das Orchesterstück „Angels and Visitations“ (1978); den Abschluss bildet die siebte Sinfonie, genannt „Angel of Light“ (1994). Ein weiter Kreis war durchschritten vom Dunkel ins Licht, die fremde Macht zog sich zurück. Die Träume indes verblassten nicht und versorgten Rautavaara 1998 mit dem Stoff zu seinem schönsten Solokonzert, dem dritten Klavierkonzert „Gift of Dreams“.

Es lag nahe, dass ein Komponist, der solch funkelnde, farbenprächtige Texturen ersinnen konnte, der auch in seinem Auftreten und seiner Rhetorik einen derart auffälligen, um nicht zu sagen aufdringlichen flamboyanten Stil pflegte, eine enge Beziehung zur Malerei unterhielt. Die Van-Gogh-Oper „Vincent“ (1987) legt davon ein klingendes Zeugnis ab; eine geplante Oper über Henri Matisse blieb Fragment. Koloristisch überbordend ist freilich alles, was Rautavaara schuf, unabhängig von Sujet und Gat-

tung. Geradezu verschwenderisch sind die Klangmittel in seiner letzten Oper „Rasputin“ (2003) eingesetzt. „Thomas“ (1985), sein theatrales Meisterwerk, ist sogar noch opulenter und rauschhafter geraten. Erzählt wird die Geschichte des Mystikers Thomas, des Bischofs von Turku, der im 13. Jahrhundert mit einem Kreuzzug gegen Nowgorod an Alexander Newski scheitert – oder eher an den eigenen Visionen. Eindringlicher, vielfältiger lässt sich Klangpracht kaum inszenieren. Von den Komponisten des 20. Jahrhunderts haben wohl nur Ravel und Messiaen den großen Orchesterapparat ähnlich betörend, betäubend zu

„Ich bedaure nichts von dem, was ich getan habe. Denn es war notwendig. Alles.“

handhaben gewusst wie Rautavaara. Seine Chor- und Gesangspartien stehen auf gleicher Höhe. Und seine Libretti schrieb er selbstverständlich selbst.

„Thomas“ klingt verglichen mit „Rasputin“ avantgardistischer. Rautavaara hatte dank einer Empfehlung von Sibelius bzw. von dessen Schwiegersohn Jussi Jalas in New York und Tanglewood studieren können, unter anderem bei Roger Sessions, hatte Kurse an der Kölner Musikhochschule belegt und in Ascona bei Wladimir Vogel. Er nutzte dodekaphone und serielle Elemente, etwa in seiner Zweiten Sinfonie (1957), kehrte aber schon vier Jahre später mit der Dritten zu einem brucknerisch gleißenden, hymnischen Idiom zurück. In den 70er-Jahren fand er eine Art Synthese aus Alt und Neu; weit ausschwingende Melodien in dissonanter Harmonik sind seitdem das Hauptmerkmal seines unsentimentalen Personalstils. Selten griff er auf elektronische Mittel zurück; sein beliebtestes Stück „Cantus arcticus“ (1972) für Orchester und Vogelstimmen, die vom Tonband kommen, ist eine große Ausnahme.

Rautavaara überstand 2004 einen Riss der Aorta und kehrte, wie weiland Lemminkäinen, noch einmal aus dem Totenreich zurück, numehr endgültig mit den letzten Wahrheiten vertraut.

Das Wunder wiederholte sich nicht. Er starb 87-jährig Ende Juli 2016 an Komplikationen nach einer Hüftoperation. Allen Vorbehalten zum Trotz wurde ihm in Finnland ein Nimbus zuteil wie zuvor nur Sibelius. Eine imposante Dirigentenriege machte Rautavaara zum Star, auch in den USA genießt seine Musik beträchtliche Popularität. Fast das gesamte Werk liegt gedruckt und auf Tonträgern vor. Er durfte mit sich zufrieden sein. „Ich kann nicht sagen“, so Einojuhani Rautavaara in einem seiner letzten Interviews, „dass ich irgend etwas von dem bedaure, was ich getan habe. Denn es war notwendig. Alles.“ ■

CD-Tipps

Thomas; Jorma Hynninen, Peter Lindroos, Matti Piipponen, Sini Rautavaara, Joensuu Festival (1986); Ondine.

Rasputin; Matti Salmi-nen, Lilli Paasikivi, Jorma Hynninen, Jyrki Anttila, Finnische Nationaloper, Mikko Franck (2003); Ondine (DVD).

Violinkonzert, Isle of Bliss, Angels and Visitations; Elmar Oliveira, Helsinki Philharmoniker, Leif Segerstam (1996); Ondine.

Cantus Arcticus, Klavierkonzert Nr. 1, Sinfonie Nr. 3; Laura Mikkola, Royal Scottish National Orchestra, Hannu Lintu (1997); Naxos.

Sinfonie Nr. 8 „The Journey“, Violinkonzert; Jaakko Kuusisto, Sinfonieorchester Lahti, Osmo Vänskä (2001/02); BIS.

Klavierkonzert Nr. 3, Autumn Gardens; Vladimir Ashkenazy, Helsinki Philharmoniker (1999); Ondine

